

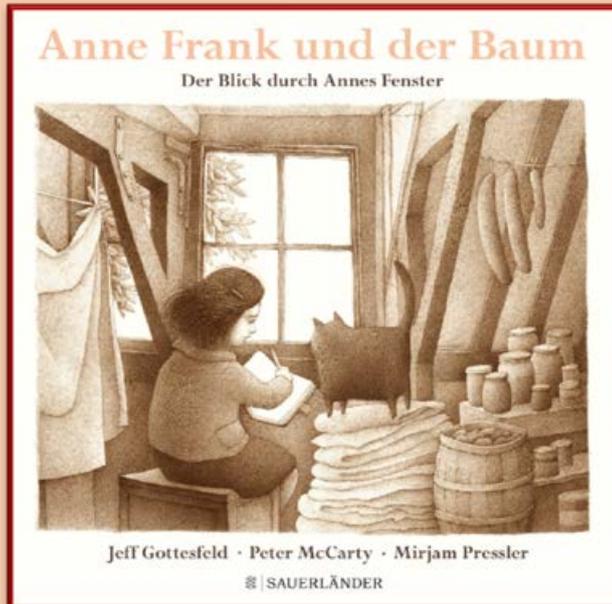
DAS BESONDERE BILDERBUCH

★★★★★ Nr. 28 ★★★★★
★★★★★



Bernhard Hubner





Jeff Gottesfeld & Peter McCarty: Anne Frank und der Baum. Der Blick durch Annes Fenster. a.d. Amerikanischen von Mirjam Pressler. Sauerländer 2018 · 40 S. · 16.99 · ab 8 · 978-3-7373-5509-4

Kaum einem auch nur mäßig an Geschichte Interessierten muss man erzählen, wer Anne Frank war. Gerade weil die Zahl der ermordeten Juden während der Nazizeit so unermesslich und unvorstellbar ist, sucht man unwillkürlich nach konkreten Einzelschicksalen, um das Unfassbare in irgendeiner Weise fassbar zu machen. Im Falle der Anne Frank kommen zu ihrem leider nicht einzigartigen Schick-

sal zwei Dinge hinzu, die sie etwas aus der riesigen Menge hervorheben: Sie war bei ihrem Tod erst 15 Jahre alt und hatte sich mit ihrer Familie mehrere Jahre erfolgreich vor den Verfolgern verstecken können – und sie hinterließ eine Vielzahl von Aufzeichnungen, die das abstrakte Geschehen des Holocaust in besonders anrührender Weise konkret werden ließen. Es sollte aber nie vergessen werden, dass Millionen Menschen jeden Alters in diesen Jahren der gleichen Verfolgung und einem gewaltsamen Tod ausgeliefert waren, deren genauere Lebensumstände zwar nicht im Einzelnen bekannt sein mögen, die aber die gleiche Würdigung und Anteilnahme verdienen.

Das Tagebuch Anne Franks ist vielfach publiziert worden, andere Bücher wurden über sie verfasst, Schulen nach ihr benannt und ihrer in Gedenkstätten gedacht. Braucht es da ein weiteres Buch über sie? Zumindest braucht es immer wiederkehrende Erinnerung, wenn wir sehen, dass an vielen Orten und in vielen Köpfen derzeit versucht wird, Schuld zu relativieren, aufzurechnen oder gar die historisch verbürgten Ereignisse als Märchen ohne Inhalt zu diffamieren. Und die Neigung zu solchen Falschnachrichten und Verharmlosungen scheint ein weltweites Phänomen zu sein.

Jeff Gottesfeld, der Autor des vorliegenden Bilderbuches, wählt eine perspektivische Verschiebung, um das Augenmerk dennoch auf die Ereignisse rund um Anne Frank zu richten. Er lässt den alten Kastanienbaum zu Wort kommen, der im Hinterhof der Prinsengracht 263 in Amsterdam wuchs und zwangsläufig Augenzeuge des Geschehens wurde. In kurzen Auszügen rekapituliert er, was ein Baum davon gesehen haben könnte und rollt so einen kleinen Teil von Annes Geschichte neu auf. Wer mehr wissen will, darf sich an vielen Stellen mehr in das Thema vertiefen, hier gibt es nur Denkanstöße und Erinnerungsfetzen, die aber ihre Wirkung nicht verfehlen. Gerade die Reduktion löst Fragen aus, induziert Neugier zu einem Zeitpunkt, wo die letzten lebenden Zeitzeugen allmählich wegsterben und nicht vergessen werden sollen.



Die Klammer über die inzwischen fast 75-jährige Kluft zwischen Damals und Heute bilden dabei die Bilder McCartys, dessen sepiafarbene, oft fast fotorealistische Schraffuren leichte Erkennbarkeit mit historischer Atmosphäre verbinden. Und gerade die Atmosphäre übt dabei den stärksten emotionalen Eindruck aus, kontrastiert die Versuche, ein Mindestmaß an bürgerlicher Wohnlichkeit in engstem Versteck und mit kärglichsten Mitteln gegen eine kriegerisch-feindliche Umwelt voller tödlicher Gefahren aufrechtzuerhalten. Letztlich wird die Visualisierung mit der Verhaftung der Familien im Hinterhaus (denn es waren ja nicht nur die Franks, die sich dort versteckten) unterbrochen, bleibt das Grausamste ungezeigt, wenn sich der Blick dem weiteren Schicksal des Baumes widmet. Der weitere Weg der Menschen (das Wort „Lebensweg“ sei dabei vermieden) wird im Nachwort in schlichten Worten zusammengefasst, Details werden ausgespart.

Doch gerade in unseren Tagen macht es Sinn, über uns selbst und unsere Verhaltensstandards nachzudenken, wenn sich am Ende der Geschichte der sterbende Baum fragt, warum sich jetzt so viele Menschen ins Zeug legen, sein – gelebtes – Baumleben zu verlängern, während damals kaum jemand bereit war, das noch junge Leben der Anne Frank zu retten. Wahrhaftig keine historische, sondern eine höchst aktuelle und uns betreffende Frage. Und ein motivierender Schluss für ein nachdenklich machendes und ergreifendes Buch.



Emily Gravett: Aufgeräumt! a.d. Englischen von Uwe-Michael Gutzschhahn. Sauerländer 2017 · 36 S. · 14.99 · ab 4 · 978-3-7373-5522-3

Ich höre manchmal Leute jammern, dass unsere Wälder früher viel aufgeräumter waren: Altholz und umgestürzte Bäume wurden sauberlich entfernt, um Borkenkäferbefall zu reduzieren, breite Wege erleichterten das Holzrücken und eine möglichst sortenreine Aufforstung machte die Waldwirtschaft lukrativer. Manches davon ist – glücklicherweise – nicht mehr geübte Praxis, man versucht häufiger, die Natur möglichst viel sich selbst zu überlassen und hat damit bessere Erfahrungen gemacht. Denn Wald, das ist eben nicht wie ein Hausgarten eine dekorative Pflanzung, sondern ein hoffentlich funktionierendes Ökosystem.



In Emily Gravetts Buch begleiten wir einen Dachs, der in „seinem“ Wald einen eher menschen-typischen Sauberkeitsfimmel hat. Ich bezweifle, dass es wirklich jemals so einen Dachs gäbe, aber Menschen mit seiner Einstellung kenne ich zur Genüge. Die toben sich zwar mehr in ihren Gärten aus, und doch sind die Parallelen verblüffend. Es beginnt mit echtem Saubermachen: Da werden Blumen und Sträucher gestutzt, um formal und farblich ins Bild zu passen, da werden Steine poliert und Laub gesaugt, bis im Herbst alle Blätter säuberlich in einem riesigen Berg grauer Plastikmülltüten verstaut sind. Ich könnte aus eigener Anschauung ergänzen: Der sortenreine Rasen wird entmoost und mit dem Küchenmesser von Gänseblümchen befreit, bevor die Ränder mit der Nagelschere getrimmt werden.

Doch im Buch sind wir ja im Wald – und bis hierher haben die meisten Tiere den Dachs bei seinen Bemühungen unterstützt. Doch wie immer „geht da noch was“. Diesmal rodet der Dachs alle Bäume und plant den Boden. Doch eine Überschwemmung kommt, macht neue Unordnung und bringt Schlamm. Da hilft für den Dachs nur eins: Jetzt wird betoniert, dann ist endlich perfekte Sauberkeit gewährleistet. Ob er sich die Folgen vorher durchdacht hat? Eher nicht. Wir sehen in allen Details, welche Folgen das hat und welche Konsequenzen der Dachs daraus zieht.

Auf wunderschön ausgearbeitete, farblich und optisch delikate Weise ins Bild gesetzt ist das über weite Strecken eine unterhaltsame Geschichte, die mit zahllosen witzig-überraschenden Einzelheiten zum Suchen und Stöbern geradezu einlädt. Dabei dient der knappe Text in Reimform, obwohl wirkungsvoll inszeniert, mehr als tragendes Gerüst der Handlung denn als Zentrum der Aufmerksamkeit. Die ausufernden Bildkompositionen liefern so viel Denkanstoß und Grübelmaterial, dass ihnen die Hauptkonzentration gar nicht zu nehmen ist. Dennoch ein Lob für die gelungene Übersetzung, die leicht und flüssig wie muttersprachlich deutsch wirkt.

Ganz schnell drängt sich dem mitbetrachtenden oder vorlesenden Älteren die Analogie zu der Art Umgang auf, die wir Menschen mit vielen Wäldern weltweit üben: Erst ausbeuten, dann abholzen, über Erosion und Auslaugung erstaunt sein und am Ende versiegeln und unbrauchbar machen. Und dank der überdeutlichen Bilder ist es ein leichtes, auch Kindern die Unsinnigkeit dieser Praxis zu erklären und für einen verantwortungsvolleren Umgang mit unseren Lebensressourcen zu werben. Die Essenz dessen, was als günstigstes Ergebnis dabei herauskommen kann, nennt das Buch selbst: Der Wald wird wieder fast, wie er war. Zweifel sind angebracht, aber der Versuch ist nicht strafbar. Es ist jedenfalls erstaunlich, welche tiefgründige Botschaft und welcher ernsteste Appell man in einem eigentlich sehr hübschen und ansehnlichen Bilderbuch unterbringen kann. Und das verdient alles Lob der Welt.



Johann König & Daniel Napp: Es ging ein Fisch zu Fuß zur Post. Sauerländer 2018 · 48 S. · 14.99 · ab 4 · 978-3-7373-5548-3

Über TV-Comedians kann man streiten. Da gibt es welche, deren Humor und Intelligenz durchaus längere Laufzeiten und häufigere Auftritte hindurch tragen – und es gibt andere, bei denen man an beiden Qualitäten starke Zweifel hegt. Als ich Johann König vor Jahren das erste Mal im Fernsehen erlebte, neigte ich dazu, ihn der zweiten Gruppe zuzuschlagen: Seinen Humor verstand ich

nicht, er schien auch selbst sein amüsiertester Zuhörer zu sein (etwas, was in meinen Augen Comedy tötet), dazu kam auch noch der Eindruck extremer Nervosität (es war natürlich auch wirklich der Start seiner TV-Auftritte). Jedenfalls mochte ich ihn nicht und weigerte mich fortan, seine Auftritte überhaupt anzusehen. Letztens war ich dann nicht schnell genug und geriet doch in eine Sendung mit ihm, um höchst verblüfft festzustellen, dass sich in den Jahren seit dem ersten Mal viel Positives getan hatte. Ich konnte mich tatsächlich mit ihm amüsieren.

Dass Königs Humor seine eigene Ausprägung und auch seine eigenen Qualitäten hat, ist durchaus von Vorteil, gibt es doch eine ziemliche Flut von Mitbewerbern. Wir können es aber auch mit leichtem, aber erfreuten Erstaunen im vorliegenden Bilderbuch feststellen. Es ist eine völlig absurde Geschichte, die er hier abliefern, fern von jeder Realität, in vielfacher Hinsicht „abgedreht“, aber dennoch sympathisch und mit Witz und Hintersinn umgesetzt. Den Ausgangspunkt bildet die Titelzeile, aus der sich in gereimten Vierzeilern eine Handlung entwickelt, die zwar in ihren Voraussetzungen schon unsinnig ist, ihr Thema aber in konsequenter innerer Logik weiterdenkt und zu einem schlüssigen und dabei herzerwärmenden Ende führt.

Zunächst widmet sich der Text der Frage, wie das reale Postwesen einen Brief an zwei Fische im Mittelmeer befördern und zustellen könnte. Und es ist selbst für erwachsene Leser mit stillem Vergnügen verbunden sich vorzustellen: „was wäre, wenn?“ Doch aus der recht ernsthaften Beschäftigung mit Logistikfragen erwächst die Idee, dass es doch viel schöner und sinnvoller wäre, wenn statt eines Briefes der Fisch selber reisen würde, als Flaschenpost. Die nun folgende Mischung wirklichkeitsgetreuer Beförderungsbedingungen mit abenteuerlichen Verwicklungen erschafft Situationen, die so leicht verständlich wie eben völlig absurd sind.

Kann der Text schon mit Anschaulichkeit und ironischen Anklängen an Behördendeutsch punkten, so überhöhen die zahlreichen aquarellierten Federzeichnungen das Geschehen noch einmal, indem sie vorausdenken, assoziieren und dabei mehr als nur Illustration liefern. Karikierend und



doch ausreichend kindgerecht verulken Text und Bilder die Grundidee, variieren bis zum scheinbaren Werbespot der Post oder leiser Kritik an Methoden der Nahrungsmittelindustrie. Vielfach gibt es, neben der eigentlichen Erzählung, Ansätze zum Weiterdenken, Vertiefen und Verändern des eigenen Handelns. Nichts davon muss man, die Geschichte funktioniert auch ganz vordergründig, und doch hat sie verborgene Ecken, Kanten und Haken, die man bei Bedarf freilegen kann.

Zusammengefasst? Ein Meisterwerk höheren Blödsinns mit „Zwiebelschaleneffekt“: Wer will, findet unter der Oberfläche weit mehr als gedacht. Ich hatte jedenfalls viel Spaß.



Daphne Louter: Hasentage. Sauerländer
2018 · 32 S. · 14.99 · ab 3 · 978-3-7373-5565-0

Vieles in unserem Leben, das aus dem „normalen“ Rahmen herausfällt, versehen wir mit einem Tiernamen. Da gibt es Hundstage und Sauwetter, Eseleien und den Katzentisch – und vieles mehr. Hier nun also die *Hasentage*, die der Volksmund vielleicht noch nicht so gut kennt, aber dafür gibt es ja dieses Buch. Und das Schönste gleich vorab: Es kommt ohne ein einziges Wort aus, spricht nur mit seinen Bildern. Die allerdings sprechen wie ein Wasserfall.

Ausnahmsweise beginne ich mit dem Vorsatzpapier, das man zwar immer als erstes sehen wird, aber oft nicht erwähnenswert findet. Hier wünschte ich mir, dass es diese wundervolle, farblich delikate Grafik als Tapete gäbe, sie wäre eine Zierde jedes Kinderzimmers. Die eigentlichen Buchseiten zweiteilen sich jeweils: Die rechte Aufschlagseite bietet ein komplettes Gemälde an, während links ein wesentliches Detail herausgegriffen wird, das sich auf einem Hintergrund in einer Farbe präsentiert, die im rechten Bild eine wichtige Rolle spielt. Manche dieser Details vermitteln dabei einen Effekt, den man vom beliebten „Kofferpacken“-Spiel kennt, sie tauchen in vielen weiteren Bildern erneut auf, man kann also wunderbar nach ihnen selbst und den Dubletten an anderer Stelle suchen.

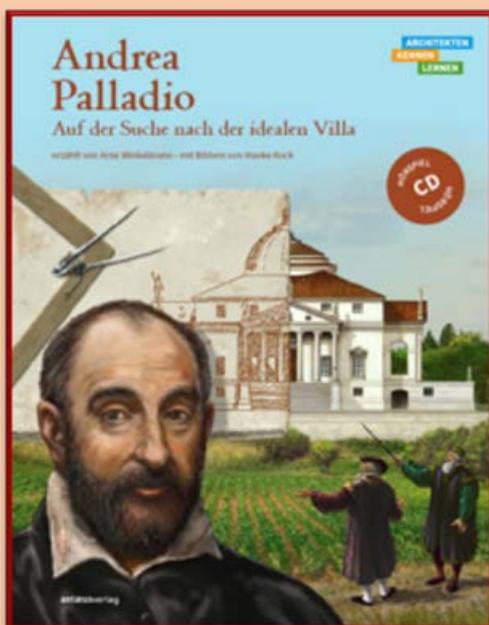
Doch im Zentrum des Interesses stehen natürlich die Szenenbilder, die einen kompletten Tagesablauf im Leben eines Vorschulkindes, pardon, Vorschulhasen selbstverständlich nachvollziehen. Das beginnt mit einer Kissenschlacht nach dem Aufstehen, setzt sich über Frühstück, Spielen im Freien auch bei Regen bis über viele erlaubte und unerlaubte Aktivitäten im Haus fort und endet



schließlich bei Gutenachtgeschichte und Zubettgehen. Zwei junge Hasen sind es, die wir durch ihren Tag begleiten, und immer dabei ist eine braune Legehennen, von der man nur erahnen kann, ob sie eher Haustier oder Geschwisterchen ist. Der Verlag verrät, dass dieses Buch das Erstlingswerk der Autorin ist, was angesichts der Raffinesse und Perfektion der Illustrationen sehr erstaunt. Die Bilder wirken oft so komponiert und ausgefeilt wie klassische Ölgemälde alter Meister, sie glänzen mit Blickführung und subtiler Lichtgestaltung.

Doch so genussreich die Betrachtung selbst für erwachsene Leser sein mag, so unaufgeregt erklären sie sich auch den jüngsten Betrachtern, auf Anhieb verständlich und in ihrer Wirkung von direkter Identifizierung geprägt. Und hier erweist sich die größte Kunst: Die Verortung zwischen Hasen und Hühnern, die den älteren Schauenden vielleicht irritiert, existiert für die Kleinsten gar nicht. Da mögen die Figuren noch so eindeutig als Tiere auftreten, für ein Kind sind es einfach Kinder wie sie selbst, ohne Notwendigkeit einer Übersetzung oder das Suchen nach Analogien. Vielleicht fällt die sympathiegetragene Identifikation noch etwas leichter, aber mehr muss man da gar nicht suchen. Diese Selbstverständlichkeit aber ist eben keine, sondern Ausdruck meisterhafter Darstellung, die derartige „Details“ vergessen lässt.

Und wenn die Kinder/Hasen einmal im Schauen und in Gedanken den ganzen, ereignisreichen Tagesablauf rekapituliert haben, dann geht es ihnen wie den Helden des Bilderbuches: Sie werden müde und möchten schlafen. Ich kann mir keinen befriedigenderen Abendinhalt vorstellen. Was für ein gelungenes Buch!



Arne Winkelmann & Hauke Koch: Andrea Palladio. Auf der Suche nach der idealen Villa. Antaeus 2017 · 36 S. + Hörspiel-CD · 19,80 · ab 10 · 978-3-9810809-8-8

Als ich vor vielen Jahren begann, meinen Haushalt auszustatten, träumte ich – vergeblich – von einem Porzellanservice der Firma Rosenthal, dessen Dekor den Namen „Andrea Palladio“ trug. Es faszinierte mich durch Elemente aus Architekturzeichnungen, die, in schlichtem Blau auf Weiß, Schönheit und Symmetrie ausstrahlten. Das Service war außerhalb meiner finanziellen Möglichkeiten, den Namen des Architekten (so viel konnte ich schon in Vor-Google-Zeiten recherchieren) aber merkte ich mir.



Nun liegt vor mir ein großformatiges Bilderbuch mit einer Hörspiel-CD über eben diese historische Person, bei dem ich zumindest auch den Textautor schon kenne: Arne Winkelmann ist es, Architekturhistoriker und -publizist, der auch schon für das Frankfurter Architekturmuseum gearbeitet hat. Nun ist ein Bilderbuch nicht dasselbe wie ein prächtiger architekturhistorischer Bildband, es soll in erster Linie Kindern einen Zugang zu einem Thema erleichtern, das sich, hier zumindest, etwas außerhalb der alltäglichen Interessensphäre bewegt. Und so liefert Winkelmann zwar eine Biografie, die wesentliche Daten und Eckpunkte aus der Lebensgeschichte Palladios enthält, muss aber auf fachlich tiefgehende Betrachtung und Durchleuchtung weitgehend verzichten, um junge Leser nicht zu langweilen.

Ich halte, dies vorweg, das Vorhaben für äußerst gelungen, und zwar sowohl in den kindgemäßen, leicht verständlichen Texten wie in den Illustrationen Hauke Kocks. In einfachen und sehr anschaulichen Kapiteln schildert Winkelmann die Stationen eines Steinmetz- und Architektenlebens im 16. Jahrhundert, von Andreas Geburt 1508 bis zu seinem Tod 1580. Aus jedem Satz atmet die längst vergangene Welt der norditalienischen Renaissance, viele Details verdeutlichen die historischen Bedingungen einer damaligen Kindheit, die Art beruflicher Ausbildung, gesellschaftliches Leben und technische Bedingungen beim Bau von Gebäuden, ob Villen, Bauernhöfen, Klöstern oder Rathäusern. Dazu gibt es immer wieder Einblicke in die politische und wirtschaftliche „Weltlage“ rund um das Mittelmeer, in den Alltag und die Lebensführung von Volk, Adligen und Geistlichkeit.

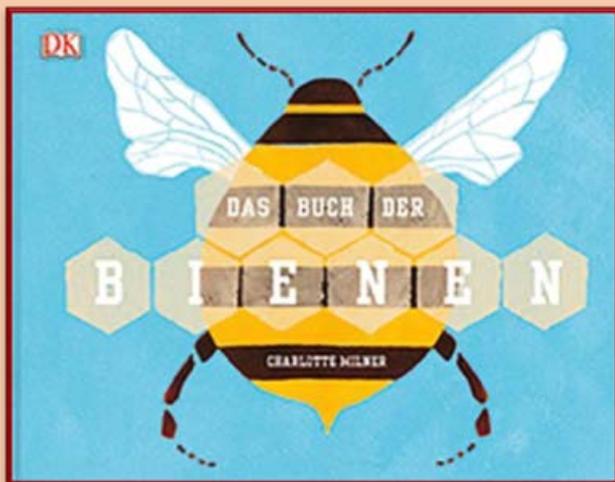
Und obwohl der Text alleine schon Zeitgeist und Atmosphäre vermittelt, helfen ihm dabei noch einmal tatkräftig die vielen Bilder. Großformatige Gemälde sind es, oft partiell dem Text unterlegt oder ihn umfließend, mit ausdrucksvollen Gestalten bevölkert, deren historisch-prunkvolle Kleidung wie die, möglicherweise mit Computerunterstützung, echten Fotografien ähnelnden Gesichter unmittelbar ansprechen und die Kluft der Jahrhunderte überwinden. Und natürlich fehlen nicht anschauliche Wiedergaben der Bauwerke Palladios, oft wie Fotoansichten oder Luftaufnahmen präsentiert, manchmal auch in Schnitt oder Grundriss nachvollziehbar.

Ob dabei jedes Detail ohne zusätzliche Erläuterung für die altersmäßige Zielgruppe selbsterklärend wirkt, ist schwer zu beurteilen und sehr von Vorkenntnissen oder Seherfahrungen abhängig. Wer sich aber mit offenen Augen in die Welt dieses Buches versenkt, wird auch ohne Architekturkenntnisse ganz gefühlsmäßig die Ausgewogenheit der Proportionen, die Symmetrie, Harmonie und, Palladios eigene Prämisse, den Humanismus dieser Bauten spüren.

Nun ist die Leidenschaft für die Kunst des Lesens heutzutage eher ungleich verteilt, und manche Kinder und Jugendlichen benötigen einen Extra-Stupser, um sich einem Buch zu widmen. Den liefert hier die beigelegte Hörspiel-CD, die den Inhalten der Geschichte noch einmal eine neue, durchaus authentische Prägung verleiht. In ebenfalls 14 Kapiteln, der Buchaufteilung analog und untermalt von zeitgenössischen Musikklangen, wird Andrea Palladios Leben ein zweites Mal beleuchtet. Diesmal gibt es mehr Dialoge, mehr Stimmen von Besuchern und Bewunderern, es ist



nicht nur eine vorgelesene Hörbuchversion des Buches. Man kann sich also entweder für eine der beiden Textversionen entscheiden, um in Schrift oder Ton die Bilder zu genießen, und auch wer beide Wege beschreitet, wird nicht von sturer Wiederholung gelangweilt. Eine aufwendig gemachte und in Wort, Bild und Ton höchst gelungene Annäherung also an den größten Architekten seiner Zeit – und ein Gewinn mit und ohne Vorbildung. Sehr schön!



Charlotte Milner: Das Buch der Bienen. a.d. Englischen von Claudia Wagner. Dorling Kindersley 2018 · 48 S. · 14.95 · ab 6 · 978-3-8310-3478-9

Gerade in diesen Tagen diskutiert man in Deutschland und Europa über politisch gewollte Zulassungen für chemische Pflanzenschutzmittel, die den Ertrag der landwirtschaftlichen Produktion steigern sollen, indem sie Krankheiten und Schädlinge bekämpfen. Doch was sind Schädlinge, und wie können diese Pestizide sie von Nützlingen unter-

scheiden? Wir wissen heute, dass sie es gar nicht können und viele nützliche Tiere vom Aussterben bedroht sind, vor allem, wenn zur Vergiftung durch Chemikalien auch noch Beeinträchtigungen durch Klimawandel und Zivilisationsfolgen kommen.

Seit der Mensch sich selbst zur Krone der Schöpfung erklärt hat, meint er ungestraft in alle natürlichen Vorgänge eingreifen zu können. Die oben beschriebenen Auswirkungen treffen uns aber an einer empfindlichen Stelle: Sichtbar für jeden und bald wohl auch fühlbar sterben die Bienen allmählich aus, nicht nur in Deutschland, sondern in globalisierten Zeiten weltweit. Wie sehr das unsere Zukunftsaussichten beeinflussen würde und warum es wert ist, am Erhalt der Bienen mitzuhelfen, das ist eines der Themen des vorliegenden Buches. Es stellt dabei ein faszinierendes Hybridmodell zwischen Sach- und Bilderbuch dar, geeignet, schon recht junge Leser an das Thema heranzuführen.

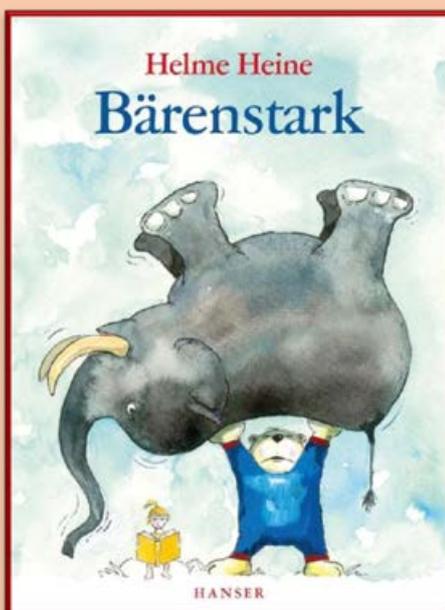
Alles beginnt mit einem zunächst oberflächlich orientierenden Überblick über die vielen Aspekte, bei denen Bienen der unterschiedlichsten Arten unseren Alltag beeinflussen. Solche Primärinformationen legen einen Grundstock an Kenntnissen an, machen mit dem Thema vertraut, verringern Berührungsängste und schaffen Empathie für die Bedürfnisse dieser Tiere. Wir lernen Details über Körperbau, Lebenszyklus und -weise, werden aber auch mit den für die Natur und damit auch uns wichtigen Aufgaben vertraut gemacht. Diese Vermittlung geschieht vor allem



durch anschauliche und sehr einprägsame Zeichnungen, denen nur wenige Textzeilen mit markierten Schlagwörtern beigelegt sind. Würde man sich mit diesem ersten Teil begnügen, wäre dennoch ein schon recht umfassendes Wissensfundament gelegt.

Doch es geht noch weiter. Zwar wird eigens gefragt, ob man als Leser an weitergehenden Informationen Interesse hat, aber wer wird sich dem verweigern? Und nun steigt der Informationsgehalt noch einmal deutlich an, es bleibt fundiert, geht aber viel mehr in die Tiefe, ohne zu kompliziert und wissenschaftlich zu werden. Hier erweist sich die langjährige Erfahrung des Verlages und die Meisterschaft der Autorin als gleichermaßen zielführend, um den modischen Begriff des Infotainments mit Leben zu füllen. Selbst Details wie der Schwänzeltanz der Bienen (hübsch ironisiert mit einer tutu-gekleideten Biene) oder Informationen rund um das Schwärmen bleiben dabei ermüdungsfrei interessant und wecken Neugier auf mehr.

Schließlich wird noch auf die Bedrohungen im Einzelnen eingegangen, die möglichen Folgen werden beschrieben und Wege aufgezeigt, wie jeder selbst gegensteuern kann. Das wird ohne Veränderungen auch im Großen nicht ausreichen, aber es verhindert den demotivierenden Eindruck persönlicher Hilflosigkeit. Dass die Warnungen nicht grundlose Spinnerei sind, wird jeder nachvollziehen können, der mit halbwegs offenen Augen seine Umgebung, ob Balkon, Garten oder freie Natur betrachtet. Dieses Buch ist jedenfalls ein Schatz im Arsenal wirksamer Gegenwehr gegen passive Resignation. Sehr erfreulich und förderungswert!



Helme Heine: **Bärenstark**. Hanser 2018 · 32 S. · 14.00 · ab 4 · 978-3-446-25866-2

Bücher können Leben retten. Das haltet Ihr für eine zu gewagte Aussage? Natürlich sind Bücher keine Rettungsschwimmer oder Profis der Bergwacht, ist ja klar. Aber sie können in vielen Situationen und auf mannigfache Weise zur Stelle sein, wenn das Leben es einmal nicht so gut mit uns meint. An einem sehr kindgerechten Beispiel, das an große Vorbilder erinnert, zeigt uns das dieses Bilderbuch von Helme Heine. Viele von uns hat dieser Autor und Zeichner fast das ganze Leben lang begleitet, seit er 1976 sein erstes Bilderbuch zeichnete und wenig später mit den drei Freunden Franz von Hahn, Johnny Mauser und dem Schwein Waldemar berühmt wurde.

Doch um die geht es hier gar nicht. Es geht zunächst um einen Bären, einen besonders starken und damit auch furchterregenden Bären. Als der aus seinem Schlaf erwacht, zieht er sich seinen

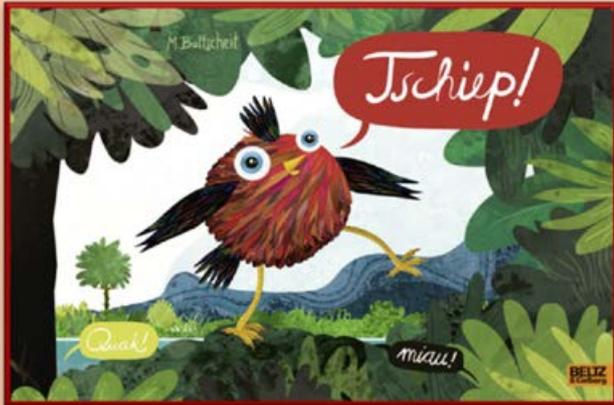


Trainingsanzug an und trainiert erst einmal seine Kraft und Ausdauer. Doch dann hat er Hunger, den berühmten Bärenhunger sogar. Also zieht er durch den Wald, um etwas Essbares zu finden, doch alle Tiere kennen die Gefahr und verstecken sich rechtzeitig. Nur ein kleines Mädchen, Nandi, die gerade beim Lesen ist, kümmert sich nicht um ihn, sondern will in Ruhe weiterlesen. So leicht aber lässt sich ein Bär nicht abschütteln, er will auch nicht mit ihr quatschen, sondern sie zum Frühstück verspeisen. Doch unterschätze niemals kleine Mädchen!

Zunächst zeigt sie ihm ein paar ganz praktische Vorteile eines Buches: Es schützt vor Regen, seine Geschichten machen nicht nur Spaß, sie können auch Träume zum Leben erwecken. Und wie einst Scheherazade könnte man so lange lesen, bis die Gefahr vorüber ist. Das interessiert den Bären aber nur wenig, sein Hunger geht davon ja nicht weg. Doch dann schießt auch noch ein Indianer auf den Bären, und nur dem Buch ist es zu verdanken, dass er nicht getroffen wird. Und Nandi hat noch viel mehr Ideen, wie das Buch ihm helfen kann, letztlich sogar gegen den Hunger. Kein Wunder, dass die beiden am Ende dicke Freunde sind.

Ein Loblied auf das Buch hat Helme Heine hier also vorgelegt, und zwar auf das gedruckte Buch aus Papier, viele der Ideen ließen sich nämlich mit einem e-Book nicht umsetzen. Und Heine bebildert diese wundervolle Geschichte in seinem typischen und sehr sympathischen Stil. Er skizziert seine Figuren mit lockerem, dünnem Tuschestrich, gibt ihnen Details und Mimik, spielt mit Perspektiven, Proportionen und Assoziationen. Vor allem aber aquarelliert er die wesentlichen Elemente seiner Zeichnungen dann noch farbstark, so dass sie dem Betrachter förmlich ins Auge springen. Auf diese Weise balanciert er gekonnt zwischen Wimmelbild und Blickführung, vereinfacht und konzentriert den ersten Blick für die jüngsten Leser und lässt dabei Raum zu intensiverem Studium der Details und Hintergründe, wenn man auf die Suche gehen möchte. Wer dieses Buch in die Hand nimmt, hat den Erstkontakt zur Wunderwelt der Bücher schon aufgenommen, aber danach sollte dieser Kontakt – hoffentlich – niemals mehr abreißen.

Beide Protagonisten dieses Buches, Nandi und der Bär, erfahren, wie Bücher Leben retten können. Vor allem erfahren sie aber, welche Wunder in Büchern stecken können, denn ihre eigene Welt verändert sich durch das Lesen. Schön, wie das Vorsatzpapier illustriert, dass es keinen Moment im Leben geben muss, wo man ein Buch nicht genießen kann. Dieses hier kann man auf jeden Fall genießen, auch ohne Lebensgefahr. Bärenstark!



Martin Baltscheit: *Tschiep*. Beltz & Gelberg
2018 · 38 S. · 13.95 · ab 4 · 978-3-407-82336-6

In der Bibel ist eine der besonders lebensnahen Geschichten die vom *Turmbau zu Babel*, wo berichtet wird, wie sich die ursprünglich gemeinsame Sprache aller Menschen verlor und aus der Vielsprachigkeit große Verwirrung entstand. Und vielleicht war es auch im Paradies noch so, dass

alle Wesen eine gemeinsame Sprache besaßen – wie hätte sich die Schlange sonst mit Eva verständigen können? Auch heute lieben wir alle besonders die Geschichten, in denen Menschen und Tiere oder auch Tiere untereinander sich mühelos verständigen können, von *Doktor Dolittle* bis zum *Dschungelbuch* und anderen. Wohl wissend, dass weder Menschen noch Tiere sich wirklich mühelos verständigen können, wenn überhaupt.

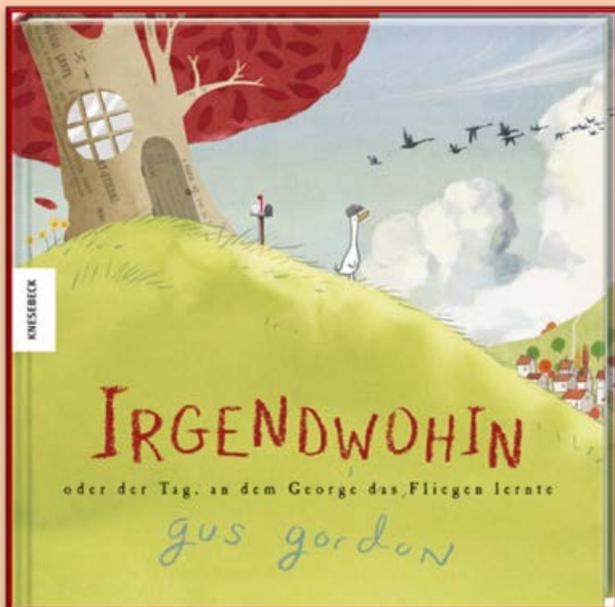
Menschen kommen im vorliegenden Buch überhaupt nicht vor, doch die Tiere, denen wir begegnen, haben das bekannte Problem ganz genauso. Das erlebt der kleine Vogel, der eines Tages aus seinem Nest fällt und auf einer Wiese am See landet. Sein hilfloses *Tschiep!* lockt die Frösche an, doch sie können seine Sprache nicht verstehen. Er wiederum kann mit ihrem Quaken nichts anfangen. Das wäre eine ausweglose Situation, hätte der kleine Vogel nicht eine ungewöhnliche Begabung: Er kann Fremdsprachen erlernen. Also probiert er es mit einem vorsichtigen *Quak!*, auf das die Frösche mit einem ebenfalls zögerlichen *Tschiep!* antworten. Zwar hilft das nicht wirklich bei der Verständigung, aber wie in dem alten Witz von der Maus, die die Katze mit einem fremdsprachlichen Bellen vertreibt, retten die neuen Fähigkeiten dem Vogel wie den Fröschen gleich darauf das Leben.

Der kleine Vogel muss auf den folgenden Seiten noch einige fremde Idiome erlernen, bis er, und wir sind alle erleichtert darüber, am Ende sogar wieder das heimische Nest findet. Erstaunlicherweise mit der Hilfe eines Esels, der zwar keine Fremdsprachen beherrscht, dessen *I-ah!* dem kleinen Vogel aber wie ein bestätigendes *Ja!* klingt. Aber, aber, Herr Baltscheit, das soll doch wohl keine Kritik am frühen Erlernen von Fremdsprachenkenntnissen sein? Nein, wir wollen nicht zu viel in diese hübsche Geschichte hineingeheimnissen, dafür ist sie zu niedlich. Und es ist einfach überwältigend, wie Martin Baltscheit sein Buch gestaltet. Jedes Bild ist eine Sinfonie glühender Farben, explodiert in expressiven Formen und schrägen Details, dazu kommen die oft ganzseitigen Schreibriftseiten, die auf monochromem Grund das Tiersprachenwort förmlich herausschreien. Da bedaure ich, nur noch selten die Gelegenheit zum lauten Vorlesen zu finden, das muss ein Riesenspaß sein. Manchmal befürchte ich allerdings, dass selbst Grundschüler die Schreibrift schon kaum mehr beherrschen.



In vielen Büchern hat der Autor schon eine Neigung zur musikalisch-akustischen Darstellung seiner Geschichten in der zunächst lautlosen Buchform bewiesen. Auch hier ist dies wieder einmal hervorragend gelungen, auf dem hinteren Innencover findet sich für Vorwitzige sogar noch ein akustischer Gag, der vollends ein bleibendes Lächeln ins Gesicht zaubert. Und wer als Erwachsener vielleicht nicht mehr ganz kleinen Kindern diese Geschichte vorliest, wird sicher auch viele Anstöße zum Nachdenken über Verstehen und Nichtverstehen, über Offenheit gegenüber anderen Sprachäußerungen und den Sinn entsprechender Kenntnisse finden.

Aber auch ohne solche Kopflastigkeit ist es einfach eine amüsante und perfekt transportierte Geschichte mit einem beruhigenden guten Ausgang, wichtig für eine Gutenachtgeschichte.



Gus Gordon: Irgendwohin oder der Tag, an dem George das Fliegen lernte. a.d. Englischen von Gundula Müller-Wallraf.

Knesebeck 2018 · 32 S. · 14.00 · ab 6 · 978-3-95728-026-8

Was du heute kannst besorgen – das hat auch noch Zeit bis morgen. Haben wir nicht alle oftmals diese bequemere Abwandlung des Spruches im Kopf, wenn uns jemand dazu bringen will, etwas zu erledigen? Jeder von uns hat Ideen, was „man“ alles „mal“ machen sollte, wofür man sich interessieren, sich einsetzen oder eben einfach etwas tun müsste. Und wir Menschen sind äußerst erfindungsreich,

wenn es um Ausreden geht, warum wir es nicht tun. Wenn es im Privatfernsehen „gleich“ heißt, wissen wir, dass da noch mindestens zwei Werbepausen davor liegen – bei uns selbst ist das nicht anders, auch wenn wir keine Werbung machen.

Gus Gordon führt uns diese Mentalität am Beispiel der Gans George vor Augen: Alle Vögel wechseln ihre Standorte, reisen durch die Welt, fliegen über ganze Kontinente, vor allem im Frühjahr und im Herbst. Nur George kann da nicht mittun, er hat immer etwas Wichtiges, was stattdessen getan werden muss. Meistens geht es um Kochen und Backen, denn da ist George spitze. Die anderen Vögel kehren gerne bei ihm ein, weil seine Kuchen so lecker sind, und sie erzählen ihm von den Wundern dieser Welt, die sie auf ihren Reisen gesehen haben. Und sie laden George ein, doch einfach mal mitzukommen. Aber, siehe oben, da gibt es immer einen Grund, dies nicht zu tun, oder sagen wir es ehrlich: eine Ausrede.



Im Winter, wenn alle unterwegs und weg sind, wird es da ganz schön einsam um George, doch eines Tages besucht ihn Pascal, der Bär. Und als der auch noch nervt mit seinen Nachfragen, warum George denn nicht auch irgendwo im Warmen den Winter verbringt, kommt es heraus: George kann gar nicht fliegen. Er hatte auch etwas Besseres vor, als die anderen Vögel das Fliegen lernten, und jetzt traut er sich nicht in die Luft. Aber auch Pascal ist ein Typ, wie wir ihn aus unserem Umfeld kennen: Er weiß alles und kann alles, ganz bemerkenswert gut sogar, und das bindet er auch jedem auf die Nase. Also ist er auch gerne bereit, George das Fliegen beizubringen, auf welche Weise auch immer. Und soviel sei verraten: Das wird ein mühseliges und langwieriges Unterfangen, doch letztlich finden die Beiden einen Weg.

Es ist eine witzige und gleichzeitig zum Nachdenken anregende Geschichte, die Gus Gordon hier erzählt, und er erzählt sie brillant und leicht verständlich. Die wenigen Worte, die jeder Figur in einem Bilderbuch zur Verfügung stehen, liefern dennoch ein anschauliches Charakterbild und bringen eigene Saiten zum Klingen. Jeden Gedanken, jeden Wunsch und auch jede Ausrede kann man spontan nachvollziehen, man kennt sie aus eigenem Erleben, hat sie ganz ähnlich schon selbst gehabt. Und man kennt auch die widerstrebenden Gefühle von Fern- und Heimweh, von Abenteuerlust und Sitzfleisch, von naheliegenden Genüssen und fernen Träumen. Wie oft haben wir schon gesagt: Das kann ich nicht! – und haben es irgendwie dann doch geschafft, mit Stolz und Nervosität, mit zitternden Knien und hochgereckter Faust in Siegerpose.

Auch ohne die Bilder hätte diese Geschichte schon ihren Reiz und ihren Sinn, mit den Bildern aber wird sie überwältigend. Denn Gus Gordon zeichnet oder malt nicht nur, er verwendet beinahe jedes bildnerische Mittel, um den Gedanken, ebenso wie George, Flügel zu verleihen. Er karikiert mit liebevoller Feder, collagiert Ausschnitte aus Fotos, Stichen und Karten, baut Szenerien, in denen man stundenlang stöbern kann und immer wieder etwas Neues entdeckt. Den ersten Durchgang in diesem Buch wird man flüssig durchmarschieren, man wird alles verstehen, über vieles schon lachen können und mit den Protagonisten bangen, hoffen und jubeln. Doch es wäre schade, das Buch damit zu schließen und zufrieden zu sein. Denn erst bei einer zweiten oder dritten Runde, wenn nicht mehr die Handlung im Vordergrund steht, erschließen sich die Feinheiten, die kleinen Spitzen und raffinierten Details, kommt man dazu, über die Herkunft alter Katalogartikel zu schmunzeln, würdigt die unablässig wechselnden Kopfbedeckungen und Kleidungsvariationen, staunt über die liebevolle Mühe, die selbst in den Bildhintergründen verborgen ist.

Am Ende ist man selbst nicht umerzogen in seiner Mentalität, Abenteuerlustige werden es genauso bleiben wie faule Stubenhocker. Aber da steckt in der eigenen Seele ein kleiner, freundlicher Stachel, der uns Mut macht, einfach mal etwas zu probieren, sich selbst etwas zuzutrauen, neue Wege kennenzulernen. Und Gordons Geschichte sagt uns auch, dass es schön ist, wieder nach Hause zu kommen, das Gewohnte nicht nur zu verlassen, sondern auch wiederzufinden. Um noch eine eigene Erfahrung zu teilen: Wir haben immer Sehnsucht nach dem Ort, wo wir gerade nicht sind. Und weil der Weg schon das Ziel ist, führt er uns manchmal einfach *irgendwohin*. Wie schön!



Luca Tortolini & Anna Forlati: Der kleine Fuchs und der Pilot. a.d. Italienischen von Ingrid Ickler. Knesebeck 2018 · 40 S. · 15.00 · ab 5 · 978-3-95728-059-6

Einbildung ist auch eine Bildung – so hört man manchmal sagen. Ich bin nicht frei davon, ich bilde mir gerne ein, eine gewisse Bildung genossen zu haben. Ich bin manchmal stolz darauf, was ich alles weiß. So etwas nennt man Arroganz. Entschuldigung. Es gibt aber Momente, da bedauert man unter Umständen, etwas zu wissen, weil es die unvoreingenommene Sicht trübt. Bei diesem Buch ging mir das zunächst so.

Der Bildungsbürger in mir sagte schon beim Titel: Aha, der Kleine Prinz. Vor allem die etwas Älteren werden die Geschichte von Antoine de Saint-Exupéry kennen: Ein Pilot stürzt

mit seinem Flugzeug über der Wüste ab und begegnet dort neben einem kleinen Prinzen, der von einem fernen Stern auf die Erde gereist ist und sich hier über vieles wundert, auch einem Fuchs. Dieses scheue Tier kann er sich „vertraut“ machen, indem er ihm Zeit lässt, sich an ihn zu gewöhnen. Man lernt aus dieser Begegnung nicht nur etwas über Freundschaft, sondern auch über die Verantwortung, die aus einer Beziehung erwächst. Mir schien also klar, dass es im vorliegenden Buch um ebendiese Geschichte geht – und ich irrte mich, wenigstens zum Teil.

Auch hier stürzt ein Pilot mit seinem Flugzeug ab, in einen Wald. Dabei wird nicht nur er selbst, sondern durch einen Splitter auch ein Fuchs verletzt, den der Pilot vorsichtig und zurückhaltend verarztet. Irgendwann gelingt dem Piloten die Reparatur seiner Flugmaschine, und er hebt ab, nicht ahnend, dass der Fuchs an Bord ist. Der ist einigermaßen in Aufregung, denn Fliegen gehört nicht ins Repertoire eines Fuchses. Doch da sich die Beiden gegenseitig vertrauen, bleiben sie nicht nur während des Fluges, sondern eine lange Zeit auch auf dem Boden zusammen. Es ist die Zeit des Zweiten Weltkrieges, der Pilot fliegt zur Aufklärung der feindlichen Positionen, wobei der Fuchs manchmal auf der Basis zurückbleibt. Und eines Tages kehrt das Flugzeug nicht zurück, der Pilot bleibt verschollen, und der Fuchs blickt in eine ungewisse Zukunft.

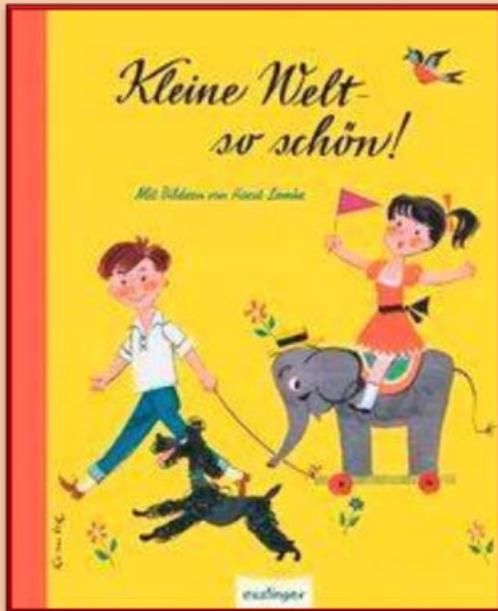
Hier mischen sich also Elemente des originalen Buches mit der Lebensgeschichte des Autors, denn Saint-Exupéry war selbst Pilot im Weltkrieg, und er blieb nach einem Aufklärungsflug verschollen, bis heute werden immer wieder vergeblich Spuren gesucht. Die Assoziation beim ersten Anblick war also weder falsch noch richtig, es gibt Bezüge und Parallelen, aber wir haben keinen „zweiten Aufguss“ vor uns, das wäre auch schade. Und so liegen auch die Schwerpunkte ganz anders: Es gibt hier weder den kleinen Prinzen noch seine Kritik an den irdischen Zuständen, wir sind nicht in der Wüste, sondern zunächst im Wald und später über Landschaften, Meeren und Städten, wie man sie beim Fliegen eben von oben betrachten kann.



Das Fliegen spielt eine wichtige Rolle in diesem Buch. Es ist leichter für den Fuchs, die Nähe des menschlichen Piloten zu ertragen, hat ihm dieser doch bei seinen Wunden geholfen. Doch das Abheben in die Luft, den Traum der Menschen vom Fliegen, den versteht er nicht. Doch für einen Freund ist er auch zu dieser Anpassung bereit, ja, er ist sogar stolz darauf, so eng mit einem Menschen, sonst einem Feind der Füchse, befreundet zu sein. Daher wartet er auch geduldig auf die Rückkehr, selbst als wir Leser schon ahnen, dass es dazu nicht mehr kommen wird. Umgekehrt verstehen wir nach dem Miterleben einer solchen Reise durch die Lüfte, warum Menschen Piloten werden, was sie dazu treibt, sich einem zur damaligen Zeit immer noch sehr unvollkommenen Luftfahrzeug anzuvertrauen, wobei das Wort „perfekt“ bis heute nicht zuträfe.

Welche Schwelle der Fuchs dabei überwinden muss, wie sehr er seine Grenzen überschreitet, illustrieren auch die Bilder sehr anschaulich. Auf den ersten Seiten bleiben wir strikt im Lebensraum und Blickwinkel des Fuchses. Der Wald in seiner Unübersichtlichkeit, seinem Wildwuchs, seiner Vielfalt an pflanzlichem und tierischem Leben beherrscht die Bilder, in denen man manchmal nach den beiden Hauptfiguren, Fuchs und Pilot, fast suchen muss. Durch Lücken in Ästen und Blättern erkennt man Teile des Flugzeuges, doch erst später erheben sich die Personen mit dem Flugzeug über die Wipfel, weitet sich der Blick, schwenkt die Perspektive von bodennah zu wolkennah. Und wir können das Unbehagen des Fuchses durchaus verstehen und nachvollziehen. Je mehr Blick von oben wir aber erhalten, desto schöner und beeindruckender wirkt die Weite, der Überblick.

Nur in wenigen Einzelheiten wird das Zeitkolorit sichtbar: Wir sehen Uniformen und fremde Aufschriften, Menschen haben optische Anklänge an George-Grosz-Figuren, das Flugzeug ist erkennbar nicht „von heute“ und Musik dudelt aus dem Grammophon. Und hoffentlich nimmt kein überbesorgter Leser Anstoß daran, dass der Pilot meist eine Zigarette im Mundwinkel hat. Damals war das der Normalzustand, „politische Korrektheit“ hin oder her. Am Ende der Geschichte hat der Wald den Fuchs wieder zurück, aber wir wissen, dass er seinen Freund Antoine, den Piloten sicher nicht vergessen wird. Und dieser Antoine bleibt auch uns im Gedächtnis, ob wir vorher von ihm gehört hatten oder nicht. Als leidenschaftlicher Pilot, wagemutiger Soldat, einfühlsamer Tierfreund und einfach mitfühlender Mensch. Mit ihm haben wir uns in die Schönheit des Fliegens verguckt, sehen in jedem Tier den Freund und sind bereit, jedem Wesen, Mensch oder Tier, seinen Freiraum und seine Würde zu lassen. Wenn wir das aus diesem Buch mitnehmen, zählen solche Eigenschaften als Bildung. Und das ist keine Einbildung.



Hans Soerensen & Horst Lemke: Kleine Welt – so schön! Esslinger 2018 · 40 S. · 9.99 · ab 4 · 978-3-480-23413-4

Es braucht keine zwei Blicke, um zu erkennen, dass dies kein wirklich neues Bilderbuch ist. Heute sehen Bilderbücher einfach anders aus – und sie tragen auch andere Titel. Aber warum ist das eigentlich so? Und warum erscheint dann so ein „altes“ Buch wieder neu?

Vielleicht wollen wir heute keine „kleine Welt“ mehr haben, wir haben gelernt, dass die Welt, die wirkliche Welt, groß ist, heute sagt man „global“. Und sie ist nicht nur groß, sondern wir, die wir ebenfalls groß sind, wissen, dass sie auch, neben ihren Schönheiten und Reizen, einen ganzen Haufen Probleme, Krisen, Unvollkommenheiten undsoweiter hat. Manche denken so global, dass sie sich vor Ängsten und Sorgen fast verzehren, andere ziehen sich in ihr Schneckenhaus zurück und spielen Blindekuh: Sie halten sich selbst die Augen zu und hoffen, dass sie dann keiner sieht. Erwachsene sind so – oder sind es zumindest oft. Kinder auch?

Manche Erwachsene, auch Schriftsteller und Illustratoren, möchten Kinder von Anfang an auf eine möglicherweise böse, kaputte, beschädigte und schädliche Welt hinweisen, sie schreiben von Krankheit und Tod, von Missbrauch und Abhängigkeit, von Trennung und Verbrechen. All das gibt es, wir können jeden Tag davon lesen und es uns sogar auf vielen Medien betrachten. Macht uns das froher? Macht es Kinder fröhlicher, unbeschwerter, gespannter auf ihre eigene Zukunft? Oder sollen sie das alles gar nicht sein, weil das nicht realistisch ist? Ich habe manchmal die Nase voll von diesem Realismus, der keine Hoffnung und keine Freude kennt, der nicht hilft oder motiviert, sondern nur lähmt und traurig macht. Ich will nicht, dass Kinder so aufwachsen, nicht in der Realität – und schon gar nicht in ihrer Fantasie.

Manche Erwachsene, auch Schriftsteller und Illustratoren, möchten Kinder von Anfang an auf eine möglicherweise böse, kaputte, beschädigte und schädliche Welt hinweisen, sie schreiben von Krankheit und Tod, von Missbrauch und Abhängigkeit, von Trennung und Verbrechen. All das gibt es, wir können jeden Tag davon lesen und es uns sogar auf vielen Medien betrachten. Macht uns das froher? Macht es Kinder fröhlicher, unbeschwerter, gespannter auf ihre eigene Zukunft? Oder sollen sie das alles gar nicht sein, weil das nicht realistisch ist? Ich habe manchmal die Nase voll von diesem Realismus, der keine Hoffnung und keine Freude kennt, der nicht hilft oder motiviert, sondern nur lähmt und traurig macht. Ich will nicht, dass Kinder so aufwachsen, nicht in der Realität – und schon gar nicht in ihrer Fantasie.

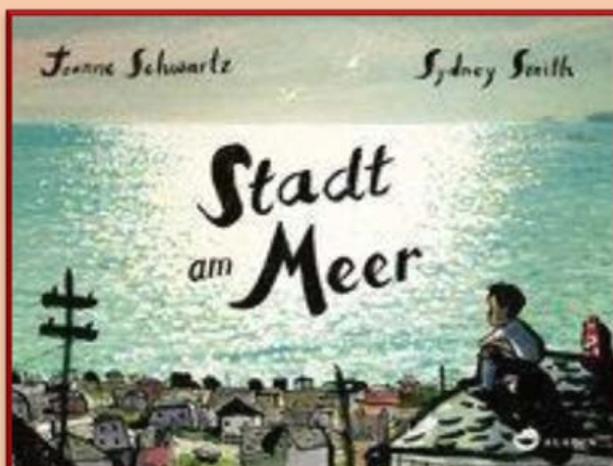
Deshalb ist es eine angenehme Abwechslung, dieses Buch in den Händen zu halten, zu sehen und zu lesen, wie man Kindern in den 1950er Jahren begegnete. Der Zeichner dieses Buches, Horst Lemke, lebte von 1922 bis 1985, hat also in seinem Leben sicher vieles Schlimme und Niederdrückende erlebt. Doch das merkt man seinen Bildern (und den Texten dazu) nicht an, die 1956 zum ersten Mal veröffentlicht wurden. Jede Aufschlagseite bietet zwei Bilder an, links eine schwarz-weiße Tuschezeichnung und rechts ein thematisch verwandtes Bild mit Aquarellkolorierung. Dazu kommt ein Prosatext, der gegenüber dem Original möglicherweise etwas überarbeitet wurde, was aber nicht wirklich auffällt. Beides, Text und Bilder, sind kindgerecht vereinfachte Betrachtungen über das direkte Lebensumfeld von Kindern, wobei natürlicherweise alles fehlt, was es in Technik, Optik und Warenangebot in den Fünfzigern noch nicht gab. Wir sehen also keine Baggy-Hosen,



keine Sneakers und keine Hiphoppermützen, keine Smartphones, keine Spielkonsolen oder andere Statussymbole.

Was wir aber sehen, ist das berühmte „einfache Leben“, das Spielen mit Fantasie zuhause und im Freien, den Alltag einer ungetakteten, pflichtenarmen Kinderwelt, wie ich ihn selbst noch erlebt habe, die „kleine Welt“ eben. Da werden Ostereier gesucht und mit Opa im Garten gearbeitet, da wird die Puppenwäsche von Hand gewaschen und auf der Wiese gezeltet, da kommt der Milchmann mit den großen Kannen und im Urlaub werden Sandburgen gebaut. Feste im Jahreslauf werden gefeiert und Haustiere geliebt, man liegt auch einmal krank im Bett oder betrachtet die Sterne, wenn man nicht einschlafen kann. All das gibt es noch heute, könnte es zumindest geben, das tägliche Leben erscheint unkompliziert, geradlinig und einfach, von Sorgen oder Problemen wird nicht gesprochen.

Ist das nun in irgendeiner Weise falsch? Es wird nirgends gesagt, dass es keine Probleme geben kann, einer ist krank im Bett mit Mumps, über die möglicherweise kranke Nachbarin wird spekuliert, aber wir erfahren nichts von bedrohter Um- oder Tierwelt, keine Ehescheidung oder ein Kindesmissbrauch wird erwähnt, und bei den wenigen Autos fragt keiner nach Stickoxiden oder Feinstaub. Ich bin froh darum. Kinder sind nicht dumm, sie bekommen mit, worüber sich die Eltern oder Bekannten sorgen, womit sie zu kämpfen haben. Kinder leben viel weniger in einer „Blase“ als viele Erwachsene auf Facebook. Wenn es aber die Aufgabe von Büchern ist, Kinder stark zu machen, sie zu unterstützen in ihren Fähigkeiten, ihrer Fantasie Flügel zu verleihen und ihnen manchmal auch eine Zuflucht zu bieten, dann ist ein Buch wie dieses gerade das Richtige. Am Giebel der Alten Oper in Frankfurt steht die Widmung „Dem Wahren, Schönen, Guten“ – und nur, wer sich darunter etwas vorstellen kann, kann einem solchen Ziel zustreben, sich dafür stark machen. Den Autoren dieses Buches kann man nur posthum danken, aber dem Verlag gratuliere ich zu seinem Mut, so „unzeitgemäß“ zu veröffentlichen. Ich finde es toll!



Joanne Schwartz & Sydney Smith: Stadt am Meer. a.d. Englischen von Bernadette Ott. Aladin 2018 · 32 S. · 18.00 · ab 6 · 978-3-8489-0144-9

Wenn der Sohn (nur selten galt das Gleiche für Töchter) eines Herrschers nach dessen Tod seine Position einnahm, so nannte man das eine *Dynastie*. So etwas gibt es heute noch. In anderen Berufen verwendet man dieses Wort nicht, dennoch gab es das früher häufig, dass die Kinder (auch hier



meistens die Söhne oder der Erstgeborene) den Beruf des Vaters ergriffen, da allerdings oft schon zu Lebzeiten. Und es ging auch nicht so sehr um Erbfolge und Besitzstandswahrung, sondern oft um die Unmöglichkeit, an kleinen Orten machbare Alternativen zu finden. Über Generationen waren meine Vorfahren Schmiede, mein Vater brach aus diesem Schema aus und ich wiederum eiferte ihm nicht nach. Aber da gab es jeweils eine Wahl, und das ist nicht immer und überall so.

Stadt am Meer schildert uns so eine Situation. Die Geschichte spielt, so erfahren wir im Nachwort, in den 1950er Jahren auf der kanadischen Insel Cape Breton in Nova Scotia im Nordatlantik. Es beginnt ganz idyllisch mit der Beschreibung des Hauses, in dem der ich-erzählende Junge wohnt. Es liegt nahe einer Stadt, aber doch etwas isoliert, auf einem Hang über dem Meer, mit Blick aus den Fenstern auf die See, die an jedem Tag ein anderes Gesicht zeigt. Der Junge liebt das Meer, er hört sein Rauschen und die Möwen vom Morgen bis zum Abend. Doch was er auch tut, er muss an seinen Vater denken, der als Bergmann in tiefen Stollen unter dem Meeresboden nach Kohle gräbt.

Wir erleben einen typischen Tag dieses Jungen, den er zu verschiedenen Zeiten mit den Worten kommentiert: „Wenn (diese und jene Zeit ist), dann ist das immer so“. *Immer so* ist ein Wort mit großer Bedeutung in dieser Gegend, er wiederholt es oft. Und die ständigen Wiederholungen dieses Satzgerüsts in Verbindung mit der Erinnerung an den unterirdisch schuftenden Vater lassen unwillkürlich, ohne echten erkennbaren Grund, eine Atmosphäre der Bedrohung entstehen. Gerade der Kontrast eines recht sorglosen und pflichtenarmen Kinderlebens zu der schmutzigen, dunklen und gefährlichen Arbeit des Vaters, die im Übrigen auch schon der Großvater ausübte, schürt eine dumpfe Erwartung von schlimmen Entwicklungen. Es wäre unfair, darüber mehr zu sagen, aber wir erfahren aus der Geschichte wie aus dem Nachwort, dass es für den Jungen und viele seiner Altersgenossen gar keine Alternative gab, als selbst den gleichen beruflichen Weg einzuschlagen.

Es ist eigentlich eine einfache und verständlich erzählte Geschichte, die wir hier vorfinden, mit lockerer Hand vorgetragen, und dabei doch mit den erwähnten Widerhaken versehen. Sie spielt mit Bildern, Stimmungen, unterschwelligem Gefühlen in einem nicht vorhergesehenen Maß. Und die Bilder tun das Ihrige dazu, in dieselbe Kerbe zu schlagen. Sie liefern Ausschnitte, Blickwinkel, Detailansichten in einer Mischung von grobem Strich wie mit Wachsmalkreide, dem dann farbige Akzente in Aquarelltechnik hinzugefügt wurden. Oft gibt es zu den eher flüchtig hingeworfen wirkenden Skizzen eine Bewegungsfolge wie bei filmischen Storyboards, die den Standbildern einen ganz untypischen Vorwärtsdrang verleihen. Und der gefühlte Eindruck der jeweiligen Textstelle kontrastiert wiederum mit der Stimmung des Bildes, erzeugt einen flirrenden, verunsichernden Effekt.

Letztlich führt uns der Titel des Buches in die Irre, denn die Stadt selbst spielt höchstens eine winzige Nebenrolle. Dennoch bleibt ein starker Eindruck aus diesem Buch haften, ein Gefühl von Doppelbödigkeit und Prädestination, einem Schicksal, dem man nicht entgehen kann. Wie man als junger Mensch mit so etwas umgehen kann, ist nicht Inhalt und nicht Thema des Buches, aber eine hinterher unausweichliche Frage. Kein unterhaltsames Buch, aber ein starker Impuls.



Marco Viale: *Vorsicht roter Wolf!* a.d. Italienischen von Ulrike Schimming. Sauerländer 2018 · 36 S. · 16,99 · ab 4 · 978-3-7373-5438-7

Es gibt auf Facebook viele merkwürdige Seiten. Auf manchen kann man – angeblich – seine Intelligenz testen, indem man in möglichst kurzer Zeit die Störung eines gleichmäßigen Musters erkennt, wenn z.B. zwischen lauter Ms ein N ist oder ein Buchstabe auf dem Kopf steht. Unser Gehirn, zumindest so viel kann man danach sagen, liebt Muster und erwartet Gleichförmigkeit darin. Das gilt nicht nur für Spielereien, sondern auch in den „großen“ Dingen: Wenn wir in Deutschland auf der

Straße jemanden links fahren sehen, schlagen wir Alarm – in England würde das niemanden wundern. Politische Erwartungen verlaufen genauso, die Masse, so sagt die vereinfachte Darstellung von Demokratie, bestimmt den Weg. „*Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom*“, sagt uns andererseits eine Redensart.

Im vorliegenden Buch ist die Welt zu Beginn so, wie manche Menschen sie gerne hätten, homogen und ungestört von „Fremdem“. Alle Wölfe sind blau, denken blau, pinkeln sogar blau, sie sind gleich und verhalten sich auch so. Eine uniforme Gesellschaft also, langweilig, aber einheitlich. Bis eines Tages ein roter Wolf auftaucht und auch noch pfeift. Da gerät alles aus dem Lot, in das bisher gut geölte Getriebe gerät Sand – und alles bleibt stehen. Dabei stellt man schnell fest, dass es keine Verbote gegen Rotsein oder Pfeifen gibt, an so eine Möglichkeit hat einfach keiner gedacht. Bestimmte zeitgenössische Politiker würden jetzt vielleicht behaupten, Rot gehöre nicht zu diesem Land, aber so aktuell ist das Buch nicht und wollen wir jetzt auch nicht sein.

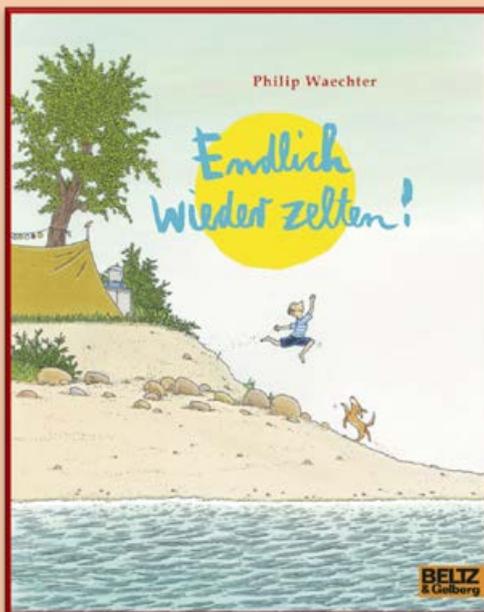
Interessant ist, was jetzt folgt: Die ersten blauen Wölfe finden Pfeifen lustig und wollen es selbst lernen. Und ganz allmählich verändern sich manche Dinge in Blauland, die Menschen werden nicht völlig anders, aber es gibt Variationen, die man schätzen lernt. Doch das Muster verändert sich noch einmal, ohne dass wir die Folgen jetzt schon erkennen können. Der Politiker wäre entsetzt. Manche seiner Wähler wohl auch. Aber, wie heißt es so schön? *Variatio delectat* – Abwechslung macht Spaß. Und Spaß lässt sich nicht aufhalten.

Marco Viales Geschichte ist höchst aktuell und gleichzeitig zeitlos gültig. Solche Veränderungen, je nach Gusto als Störung oder Bereicherung empfunden, hat es immer gegeben, sonst säßen wir heute noch auf den Bäumen. Aber wie er das schreibt, wie er schon im Text voller Lust die Chiffren seiner Parabel auskostet, voller Witz und Hintersinn, das wärmt das Herz und lässt oft laut



aufmachen. Und Lachen, das gab es früher bei den blauen Wölfen nicht und bei manchen heutigen „Wölfen“ ist es auch in Verruf. Wo kämen wir da hin?

Wer, und das ist eigentlich kaum vorstellbar, die Geschichte textlich nicht völlig verstanden hat, bekommt einen zusätzlichen Hilfes Schub in den Bildern, die auch ohne Worte bestehen könnten. Es sind extrem reduzierte Zeichnungen, Tuscheumrisse und einfarbige Flächen, die zunächst höchst dekorativ wirken und damit zum Stöbern herausfordern. Und, siehe da, es verbirgt sich mehr dahinter. Denn Viale spielt bei aller Reduktion mit kleinen assoziativen Details, auch im Bild mit Hintersinn und Ironie, dazu mit einem sehr aussagestarken Layout, das auch ein evtl. Vorlesen zu einem Vergnügen werden lässt. Gönnen Sie sich das Vergnügen, lesen und lachen Sie selbst – und lernen Sie dabei etwas fürs Leben. Das Prinzip der Natur ist Chaos, leben wir wieder natürlicher!



Philip Waechter: Endlich wieder zelten! Beltz&Gelberg 2018 · 36 S. · 6.50 · ab 4-5 · 978-3-407-76197-2

Für die einen ist es der Olymp der Urlaubsvergnügen, andere sehen eher eine Art Vorhölle darin. Für Camping, oder das Zelten, wie es hier heißt, muss man der Typ sein. Es ist selten luxuriös, man kämpft mit viel zu viel Gepäck und hat doch immer etwas Wesentliches vergessen, man ist, gleichermaßen Vor- und Nachteil, sehr intim mit der umgebenden Natur, aber auch mit den Nachbarn. Je nach Zeltplatz ist es gar nicht mehr so billig, aber dafür manchmal eher schlicht, was Hygiene und Essensmöglichkeiten angeht. Trotzdem: Es hat, vor allem für Familien, große Reize und bietet Möglichkeiten, die andere Urlaubsformen nicht bieten.

Soweit die nüchtern-sachliche Darstellung, viel mehr Spaß macht da eine Schilderung wie die vorliegende von Philip Waechter. Sein Bilderbuch erschien bereits als „großes Hardcover“ in 2015, für die Ferien ist aber gerade diese kleine Form besonders schön und platzsparend. Seine ein wenig an Sempés *kleinen Nick* erinnernden kolorierten Zeichnungen sind für die Gegner wie für die Befürworter des Zeltens eine Freude, denn er schont sich und seine Protagonisten nicht gerade. Erzählt wird das Ganze von einem Jungen, der zu Beginn der großen Ferien mit Papa, Mama und dem kleinen Bruder in den Campingurlaub aufbricht. Und wie in einem Reisetagebuch listet er getreulich auf, was ihm und den Seinen an jedem Tag so widerfährt.



Das ist anrührend und schadenfroh zugleich, man fühlt jede Szene mit, genießt oder durchleidet, was schön oder weniger schön ist und erinnert sich unwillkürlich an ähnliche Erfahrungen, die wohl jeder Camper schon einmal machte. Letztlich, das ist die Quintessenz des Ganzen, ist es, zumindest für die Kinder, Spaß von morgens bis abends, selbst wenn die Eltern manchmal unruhig werden dürften. Denn es passiert nicht wenig, im Text wie in den manchmal ganz schön wimmeligen Bildern. Als Zuschauer, sprich Leser, kann man sich über alle Vorkommnisse herrlich amüsieren, erkennt man doch rasch, wie wenig Bedeutung die alltäglichen Kleinigkeiten in so einem Zelturlaub haben. All das, was spätestens seit Rousseau der heimliche Traum vieler ist, nämlich ein einfaches, ursprüngliches, naturnahes Leben, das geht hier nicht nur, es ist eigentlich Bedingung. Zwar kommen auch in diesem Buch die Überorganisierten vor, die wirklich an alles vorher gedacht haben und folglich ihren kompletten Haushalt zusammengepackt mitführen, aber das ist kein Zelten.

Noch ist es draußen recht frisch, der letzte Schnee kaum weggetaut. Wer nach diesem Buch aber keine Lust auf einen Strandurlaub mit Zelt hat, soll sich doch als Schneemann vermieten. Ich hätte gerne Zeit dafür, die Lust ist schon da. Dank dieses herrlichen Büchleins.



Inhaltsverzeichnis

1.	Jeff Gottesfeld & Peter McCarty: Anne Frank und der Baum. Der Blick durch Annes Fenster. Sauerländer 2018.....	2
2.	Emily Gravett: Aufgeräumt! Sauerländer 2017.....	3
3.	Johann König & Daniel Napp: Es ging ein Fisch zu Fuß zur Post. Sauerländer 2018.....	5
4.	Daphne Louter: Hasentage. Sauerländer 2018	6
5.	Arne Winkelmann & Hauke Koch: Andrea Palladio. Auf der Suche nach der idealen Villa. Antaeus 2017.....	7
6.	Charlotte Milner: Das Buch der Bienen. Dorling Kindersley 2018.....	9
7.	Helme Heine: Bärenstark. Hanser 2018	10
8.	Martin Baltscheit: Tschiep. Beltz & Gelberg 2018	12
9.	Gus Gordon: Irgendwohin oder der Tag, an dem George das Fliegen lernte. Knesebeck 2018.....	13
10.	Luca Tortolini & Anna Forlati: Der kleine Fuchs und der Pilot. Knesebeck 2018	15
11.	Hans Soerensen & Horst Lemke: Kleine Welt – so schön! Esslinger 2018.....	17
12.	Joanne Schwartz & Sydney Smith: Stadt am Meer. Aladin 2018.....	18
13.	Marco Viale: Vorsicht roter Wolf! Sauerländer 2018.....	20
14.	Philip Waechter: Endlich wieder zelten! Beltz&Gelberg 2018.....	21